

Prolog

Ich habe drei Photographien von ihm gesehen.

Die erste stammte aus seiner, nun, Kindheit muss man wohl sagen, und zeigte ihn als Neun-, Zehn-, Elfjährigen, in einem Park am Ufer eines Teiches stehend, umringt von Mädchen (seinen, wie anzunehmen, Schwestern und Cousinen); er trug eine breit gestreifte formelle Kimonohose, hatte den Kopf etwa dreißig Grad nach links geneigt und stellte ein hässliches Grinsen zur Schau. Ein *hässliches* Grinsen? Unsensible Leute freilich (Leute, mit anderen Worten, denen Schön oder Hässlich nichts bedeutet) hätten ein belangloses, ein nichtssagendes Gesicht gemacht und ein Allerweltslob von sich gegeben: »Was für ein niedlicher Bengel!« – ein Lob, das nicht einmal völlig falsch geklungen hätte, weil eben im Lächeln auch dieses Kindes durchaus eine Spur dessen auszumachen war, was gemeinhin als »niedlich« gilt; jeder aber, der nur eine Idee geübt ist in der Unterscheidung von Schön und Hässlich, hätte sofort höchstes Missfallen an dem Jungen gefunden und womöglich die Photographie mit einem »Mein Gott, was für ein grässliches Kind!« und spitzen Fingern, als hätte er eine Raupe angefasst, von sich geworfen.

Und in der Tat: Je länger man den lächelnden Knaben betrachtete, desto unheimlicher wurde er einem. *Er lächelte nämlich nicht.* Er lächelte nicht im mindesten. Der Beweis dafür waren seine zu Fäusten geballten Hände. Menschen können nicht lachen mit geballten Fäusten. Affen vielleicht. Es war das Lächeln eines Affen. Der Junge grimmassierte, legte sein Gesicht in hässliche Falten, das war alles. Man mochte ihn geradezu einen »Runzelbankert« nennen, so befremdlich, so abstoßend war seine Miene, die einen auf sonderbare Weise gegen ihn einnahm. Nie zuvor hatte ich ein Kind mit einem so seltsamen Gesichtsausdruck gesehen.

Die zweite Photographie zeigte ihn mit einem ebenso erstaunlichen, grotesk verwandelten Gesicht. Es war das Bild eines Studenten. Ob zu Gymnasial- oder Universitätszeiten, war nicht klar – jedenfalls zeigte es einen Studenten mit erschreckend schönen Zügen. Doch auch hier hatte man merkwürdigerweise nicht den Eindruck, dass es sich um das Bild eines Menschen aus Fleisch und Blut handeln könnte. Gekleidet in eine Schul- oder Hochschuluniform, aus deren Brusttasche ein weißes Taschentuch hervorlugte, saß er mit übergeschlagenen Beinen in einem Korbsessel, und zwar, wie könnte es anders ein, lachend. Diesmal stellte er kein runzliges Affenlachen zur Schau, sondern ein recht raffiniert ausgeführtes Lächeln, das aber dennoch nicht das eines Menschen war. Nichts war darin, was an, sagen wir: Schwerblütigkeit, nichts, was an Lebensherbe gemahnt hätte, es schwebte, nicht wie ein Vogel, sondern wie Flaum, ein bloßes weißes Blatt

Papier – das *lacht*. Ein, mit anderen Worten, durch und durch erkünsteltes Lachen. Nicht affektiert, das wäre zu wenig. Nicht falsch auch, nicht maniert. Und natürlich nicht bloß glatt und blasiert, auch das wäre zu wenig. Und, wenn man genau hinschaute, vermittelte auch dieser hübsche Student etwas gespenstisch Unheimliches. Noch nie hatte ich einen schönen jungen Mann von so merkwürdigem Äußeren gesehen.

Die letzte Photographie war die widerwärtigste. In welchem Alter sie ihn zeigte, ließ sich nicht einmal raten. Sein Haar war stellenweise ergraut. Er befand sich in der Ecke eines furchtbar verwahrlosten Zimmers (deutlich waren drei Stellen zu sehen, an denen der Putz bröckelte), hatte beide Hände auf den Rand der Feuerstelle, ein kleines Kohlebecken, gelegt; er lachte nicht. Er machte überhaupt kein Gesicht. Er saß da – mit den Händen auf dem Kohlebecken – wie tot – eine wirklich garstige, unglückverheißende Photographie. Doch das allein war nicht das Widerwärtige. Auf dem Bild war sein Gesicht ziemlich groß abgelichtet, so dass ich es mir gründlich ansehen konnte: Gewöhnlich die Stirn, gewöhnlich die Falten darauf, gewöhnlich die Brauen und die Augen, die Nase, der Mund und das Kinn – ach, dieses Gesicht hatte nicht nur keinen Ausdruck, es hatte nichts. Es vermittelte nicht den geringsten Eindruck, hatte nichts Eigenes. Wenn ich die Photographie betrachtete und dann die Augen schloss, war das Gesicht sofort weg, vergessen. Die Zimmerwände und das kleine Kohlebecken konnte ich mir ins Gedächtnis rufen, doch das Gesicht der Hauptperson in dem Zim-

mer verschwand sofort hinter Nebel, es ließ, es lässt sich einfach nicht erinnern. Ein Gesicht, das man nicht malen kann, nicht karikieren, nichts. Ich mache die Augen wieder auf. *Richtig, so sah es aus, ja, ich erinnere mich* – nicht einmal diese Freude stellt sich ein. Überspitzt gesagt: Man öffnet die Augen, schaut sich die Photographie ein zweites Mal an – und erinnert sich nicht. Was bleibt, ist reines Missfallen, ist Ärger, man wendet sich ab.

Selbst »Totenmasken« haben mehr an Ausdruck, an Flair; wenn man einen Pferdekopf auf einen Menschenkörper setzte, entstünde vielleicht ein ähnlich widerwärtiger Eindruck, ich weiß es nicht, jedenfalls schaudert es den Betrachter. Nie, wirklich nie zuvor hatte ich einen Mann mit einem derart merkwürdigen Gesicht gesehen.

Das erste Heft

Ich habe ein schändliches Leben geführt.

Was *menschlich* leben heißt, weiß ich nicht. Ich bin im Nordosten geboren, auf dem Lande, und eine Eisenbahn habe ich zum ersten Mal gesehen, als ich schon ziemlich groß war. Ich stieg die Überführung an der Station hinauf und wieder hinunter, ohne dass mir dabei in den Sinn gekommen wäre, dass es sich um eine Konstruktion handelt, die zum Überqueren der Gleise dient, glaubte, dies sei bloß eine Einrichtung, den Bahnhof komplex und vergnüglich, ihn *modisch* erscheinen zu lassen wie einen ausländischen Spielplatz. Und das glaubte ich ziemlich lange. Die Überführung hinauf- und hinunterzusteigen hielt ich für ein recht weltmännisches Spiel, die geschmackvollste aller Dienstleistungen, die die Eisenbahn bot, so dass ich, als ich später entdeckte, dass es sich nur um eine sehr praktische Treppe handelt, die den Fahrgästen ermöglicht, die Gleise zu überqueren, auf der Stelle jedes Interesse daran verlor.

Als Kind glaubte ich auch, dass Untergrundbahnen, wie ich sie in einem Bilderbuch gesehen hatte, nicht aus einer praktischen Notwendigkeit heraus erfunden worden waren, sondern dass es ein lustiges Vergnügen sei und ab-

wechslungsreich, einmal mit Wagen nicht auf, sondern unter der Erde zu fahren.

Ich war von Kindesbeinen an kränklich und musste oft das Bett hüten, wo mir das Laken und der Bezug von Kopfkissen und Decke als höchst langweiliger Zierat erschienen; dass es sich dabei um durchaus nützliche Dinge handelt, ging mir erst auf, als ich fast zwanzig war, und ich war enttäuscht und traurig ob der Nüchternheit der Menschen.

Auch Hunger habe ich nie gekannt. Damit meine ich nicht, dass ich in einer Familie aufwuchs, die keine materiellen Sorgen hatte, nichts so Einfältiges, nein: Ich hatte einfach keine Ahnung, was für ein Gefühl das ist, »Hunger«. Es mag komisch klingen, aber ich merkte nichts, auch wenn ich nichts im Bauch hatte. Wenn ich aus der Schule kam, aus der Grundschule, aus der Mittelschule, ging's zu Hause los: Na, du hast bestimmt Hunger, wir kennen das, wenn man aus der Schule kommt, hat man mächtigen Hunger, wie wär's mit kandierten Bohnen? Oder Sandkuchen? Brot haben wir auch. Mit dem kriecherischen Geist, der mir eigen ist, murmelte ich dann, Mensch, hab ich Hunger, und schob mir eine Handvoll Bohnen in den Mund, obwohl ich nicht die geringste Ahnung hatte, was das sein könnte: Hunger.

Natürlich esse auch ich alles mögliche, kann mich aber kaum erinnern, jemals gegessen zu haben, weil ich Hunger gehabt hätte. Ich esse das, was als ausgefallen gilt. Ich esse das, was als luxuriös gilt. Ich esse meistens auch das – selbst wenn ich mich überwinden muss – was mir

an fremden Tischen vorgesetzt wird. Das Schlimmste in meiner Kindheit waren mithin die Mahlzeiten daheim.

In unserer über zehnköpfigen Familie auf dem Land wurden die Esstischchen, jeder hatte sein eigenes, in zwei Reihen einander gegenüber aufgestellt, wobei mir als Kleinstem natürlich ein Platz ganz am Ende der Reihe zukam; das Esszimmer war düster, und wenn wir zehn oder zwölf beim Mittagessen beispielsweise dahockten und jeder stumm für sich sein Essen aß, überlief mich jedesmal eine Gänsehaut.

Da wir eine bodenständige Landfamilie waren, stets also mehr oder weniger das Gleiche aufgetragen wurde und ausgefallene oder luxuriöse Gerichte nicht zu erwarten waren, bekam ich am Ende regelrecht Angst vor den Mahlzeiten. Warum, dachte ich manchmal sogar, auf meinem Platz am Ende der Reihe in dem düsteren Zimmer, gleichsam vor Kälte zitternd, einen winzigen Bissen zum Munde führend, schluckend, warum müssen denn die Menschen dreimal täglich essen, *dreimal*, und alle mit so feierlicher Miene, warum muss die Familie sich dreimal, dreimal täglich zu festgesetzten Zeiten in dem düsteren Zimmer versammeln, die Tischchen korrekt ausrichten und, Hunger oder nicht, schweigend ihr Essen kauen, gesenkten Blickes, vielleicht ist es eine Art Ritual, um die Geister der Toten zu besänftigen, die im Hause spuken.

Wer nicht isst, stirbt! Der Satz klang mir stets als bloß widerwärtige Drohung in den Ohren. Gleichwohl versetzte mich sein Aberglaube (den ich noch heute irgendwie für Aberglauben zu halten nicht umhin kann) immer in

Angst und Schrecken. Der Mensch stirbt, wenn er nicht isst, deshalb – denn essen muss er – arbeitet er: Worte, die dunkler, die enigmatischer und von gleicher Bedrohlichkeit gewesen wären, gab es für mich nicht.

Und anscheinend weiß ich, um es kurz zu machen, immer noch nicht, was es heißt, sich als Mensch zu gerieren. Die Unsicherheit, dass mein Begriff von Glück grundverschieden sein könnte von dem aller anderen Menschen, hat mich ganze Nächte nicht schlafen lassen, hat mich winseln gemacht, hat mich fast in den Wahnsinn getrieben. Bin ich glücklich? Tatsächlich hat man mir von klein auf oft gesagt, ich sei ein Glückskind; mir aber kam es immer wie die Hölle vor, mir schien ganz im Gegenteil, dass es denen, die sagten, ich sei ein Glückskind, unvergleichlich viel besser ging als mir selbst.

Ich habe mir sogar schon vorgestellt, dass mir zehn Übel anhafteten und dass nur eines davon meinem Nachbarn, hätte er es zu tragen, Grund genug wäre, sich das Leben zu nehmen.

Ich habe, mit anderen Worten, keine Ahnung, wie und woran mein Nachbar leidet. Ich weiß es einfach nicht. Vielleicht hat er praktische Sorgen, Sorgen, die verfliegen, wenn er nur zu essen hat, vielleicht hat er furchtbare Pein zu erdulden, grässliche Höllenqualen, gegen die meine zehn Übel geradezu verblassen, ich weiß es nicht – doch geht es ihm, wenn er sich dennoch nicht das Leben nimmt, wenn er nicht verrückt wird, wenn er über Politik schwadroniert, wenn er nicht verzweifelt, wenn er unverzagt den Kampf des Lebens fortsetzt, geht es ihm dann wirklich

schlecht? Ist er nicht egoistisch – und hält das für die natürlichste Sache der Welt? Hat er sich jemals selbst in Frage gestellt? Das wäre in der Tat bequem – nur: ob alle so sind und, wenn ja, es nicht das beste wäre, weiß ich nicht ... Schlafen sie nachts tief und fest, stehen morgens frisch und munter auf? Wovon träumen sie? Woran denken sie, wenn sie durch die Straßen gehen, an Geld? Nein, das allein kann es nicht sein, der Mensch lebt, um zu essen, das habe ich, scheint mir, schon gehört, doch dass er des Geldes wegen lebte, ist mir noch nicht zu Ohren gekommen, das heißt, andererseits ... Nein, ich weiß es nicht ... Je mehr ich darüber nachdenke, desto weniger verstehe ich es, desto stärker die so ganz andersartige Unsicherheit und Angst, die nur mich allein zu befallen scheint. Mit meinem Nachbarn kann ich mich kaum unterhalten. Ich weiß nicht, was ich sagen soll, ich weiß nicht, wie ich es sagen soll.

So verfiel ich auf die Clownerie.

Es war mein letztes Mittel, um Liebe zu werben. Denn es wollte mir, obwohl ich die Menschen in höchstem Maße fürchtete, einfach nicht gelingen, mich von ihnen abzuwenden. Die Clownerie erlaubte mir schmalen Kontakt. Nach außen trug ich immerfort ein entgegenkommendes Lächeln zur Schau, ein desperates Unternehmen, das ständig um Haaresbreite, muss man sagen, zu kippen, zu scheitern drohte, das mich innerlich den Schweiß der Verzweiflung kostete.

Von Kindheit an hatte ich nicht die geringste Vorstellung davon, woran die Mitglieder meiner eigenen Familie wohl litten, was sie Tag um Tag dachten, ich hatte nur Angst,

fühlte mich dem nicht gewachsen und wurde deshalb schon früh ein guter Clown. Ich war, mit anderen Worten, unmerklich zu einem Kind geworden, das nie, nie sagte, was es meinte.

Auf Familienphotos aus dieser Zeit machen alle immer ein ernstes Gesicht, nur ich allein ziehe unweigerlich eine Grimasse und lache. Auch das war ein Mittel meiner kindlich-traurigen Clownerie.

Kein einziges Mal auch habe ich, wenn mir etwas vorgeworfen wurde, Widerworte gegeben. Den kleinsten Tadel empfand ich wie einen Donnerschlag, der mich in Wahnsinnsangst versetzte, so dass ich nicht nur keine Widerworte geben konnte, sondern mich im festen Glauben, dieser Tadel sei eine ewige, den Menschen seit Äonen überkommene »Wahrheit«, fragte, ob ich, da mir die Kraft fehlte, mich dieser Wahrheit entsprechend zu verhalten, überhaupt geeignet sei, mit Menschen zusammenzuleben. Mit Worten streiten oder mich rechtfertigen konnte ich deshalb nicht. Wenn ich von jemandem beschimpft wurde, hatte ich das Gefühl, ich, ich allein und niemand sonst hätte einen furchtbaren Irrtum begangen und nahm, innerlich halb wahnsinnig vor Angst, die Attacke schweigend hin.

Niemandem gefällt es wohl, kritisiert oder gescholten zu werden; ich aber sah im Gesicht des Menschen, der mich schalt, immer das fürchterliche Wesen eines Tieres, schlimmer als das eines Löwen, eines Krokodils, eines Drachens. Wenn ich sah, wie dieser wahre, furchtbare Charakter des Menschen, den er normalerweise verbirgt, bei irgendeiner Gelegenheit im Zorn und so plötzlich, wie

ein phlegmatisch auf der Weide dösendes Rind mit dem Schweif die Bremsen auf seinem Bauch erschlägt, zum Vorschein kam, überlief mich jedesmal ein Schauer, der mir die Haare zu Berge stehen ließ, und der Gedanke, dass auch dies wahrscheinlich ein Wesenszug sei, der den Menschen erst befähigte, das Leben zu meistern, nahm mir für mich selbst alle Hoffnung.

Menschen gegenüber empfand ich immer nur Angst und Furcht, und da ich in mein eigenes Verhalten als Mensch nicht das geringste Vertrauen haben konnte, verschloss ich meine ureigenen Qualen im Herzen, verbarg und versteckte meine Melancholie und meine nervöse Angst, kleidete sie mit Hingabe in einen arglosen Optimismus und vervollkommnete mich so allmählich in der Kunst, ein Kauz, ein Clown zu sein.

Bring sie zum Lachen, die Menschen, sagte ich mir, egal wie, dann merken sie vielleicht nicht, dass du außerhalb dessen stehst, was sie »Leben« nennen, auf keinen Fall darfst du ihnen Dorn im Auge sein, du bist das Nichts, bist Wind, bist Luft – solche Gedanken wurden immer stärker in mir, und so brachte ich meine Familie durch Clownerien zum Lachen, gab ihr bis hin zu den Hausdienern und -mädchen, die mir noch geheimnisvoller und schreckenerregender erschienen, ein verzweifertes Stück nach dem andern zum besten.

In der heißen Jahreszeit erheiterte ich alle im Haus, indem ich mit einem roten Wollpullover unter dem dünnen Sommerkimono den Flur entlang spazierte. Selbst mein großer Bruder, der selten lachte, prustete, als er mich sah,

los und sagte unendlich zärtlich: »Mensch, Yozo, das passt doch jetzt nicht!«

Natürlich nicht. Ich war exzentrisch, aber keineswegs so unempfindlich gegen Wärme oder Kälte, dass ich mitten im Sommer in einem Wollpullover herumgelaufen wäre. Ich hatte mir nur die Wadenwärmer meiner Schwester über die Arme gestreift und ließ sie so unter den Kimonoärmeln hervorschauen, dass es aussah, als hätte ich einen Pullover an.

Mein Vater hatte viel in Tokyo zu tun, so dass er im Sakuragi-Viertel in Ueno ein Zweithaus unterhielt und dort die meiste Zeit des Monats verbrachte. Wenn er nach Hause kam, brachte er immer unzählige Geschenke mit, für jeden in der Familie, ja für die ganze Verwandtschaft, es war eine Art Steckenpferd von ihm.

Eines Abends vor seiner Abreise nach Tokyo versammelte Vater die Kinder im Besuchszimmer, fragte lachend jedes einzelne, was es denn gerne mitgebracht hätte und trug die Antworten getreulich in sein Notizbuch ein. Dass er sich so um uns Kinder kümmerte, war selten.

»Und du, Yozo?«

Ich brachte auf seine Frage keinen Ton heraus.

In dem Augenblick, als er fragte, was ich mir wünsche, kam mir jeder Wunsch abhanden. Flüchtig meldete sich der Gedanke: Ganz egal, es gibt sowieso nichts, was mir Spaß machen würde. Und zugleich, dass ich nicht würde ablehnen können, was man mir gab, wie wenig auch immer es mir gefiele. Ich konnte nicht nein sagen zu dem, was mir zuwider war, und selbst das, was ich mochte, kostete ich furchtsam wie ein Dieb, mit einem bitteren Ge-

schmack auf der Zunge, zerrissen von unsagbarer Angst. Ich hatte, mit einem Wort, nicht einmal die Kraft, zwischen zwei Dingen, zwei Möglichkeiten zu wählen. Dies ist, will mir scheinen, eine meiner Eigenheiten, die ganz wesentlich dazu beitrug, dass ich in späteren Jahren mein besagtes »Schandleben« führte.

Da ich nur herumdruckste, sagte mein Vater leicht verstimmt: »Aha, also wieder ein Buch? Ich kenne in Asakusa einen Laden, in dem man Neujahrsmasken verkauft, Löwenmasken, und zwar genau in der richtigen Größe für Kinder, aber so eine willst du nicht, nicht wahr?«

Aber so eine willst du nicht, nicht wahr? Nach dieser Bemerkung war nichts mehr zu machen. Keine witzige Antwort, keine Clownerie war mehr möglich, nichts. Der Clown war durchgefallen.

»Ein Buch wäre bestimmt das beste«, sagte mein großer Bruder ernst.

»Ein Buch, gut.« Mein Vater schrieb es sich nicht einmal auf, klappte unlustig sein Notizbuch zu.

Ah, was für ein Fehler, dachte ich abends zähneklappernd im Bett, ich habe den Vater erzürnt, seine Rache wird furchtbar sein, ohne Frage, ich muss das irgendwie – bevor es zu spät ist! – wieder gutmachen, schlich ins Besuchszimmer, zog die Schreibtischschublade auf, in die mein Vater das Notizbuch zurückgelegt haben musste, holte es heraus, blätterte wild darin herum, bis ich auf die Seite mit den Geschenkeintragungen stieß, leckte den zum Notizbuch gehörigen Bleistift an, schrieb: Löwenmaske und ging wieder schlafen.

Ich hatte an der Maske nicht das geringste Interesse gehabt. Ein Buch wäre mir sogar lieber gewesen. Aber mir war klar geworden, dass mein Vater mir unbedingt eine Löwenmaske schenken wollte, und deshalb hatte ich, um ihm willfährig zu sein, um seine gute Laune wiederherzustellen, das Wagnis unternommen, mich mitten in der Nacht ins Besuchszimmer zu schleichen.

Dieses Mittel, zu dem ich in der Not gegriffen hatte, wurde wie erwartet von Erfolg gekrönt. Als mein Vater schließlich aus Tokyo zurückkam, hörte ich ihn – ich war im Kinderzimmer – laut zu meiner Mutter sagen: »Ich bin im Spielwarenladen und gucke ins Notizbuch, da steht da, hier: Löwenmaske! Das ist nicht meine Schrift. Ich wundere mich noch, da fällt's mir ein: Das muss Yozo gewesen sein. Vor der Fahrt, als ich fragte, hat er nur gegrinst und nichts gesagt. Hinterher hat er's dann nicht mehr ausgehalten, weil er unbedingt die Löwenmaske haben wollte. Der ist schon komisch! Tut, als wenn nichts wär und schreibt's mir ins Notizbuch! Wenn er sich das Ding so wünscht, hätte er doch was sagen können. Ich musste vielleicht lachen, mitten im Laden! Ruf ihn gleich mal her!«

Ein andermal versammelte ich die ganze Dienerschaft im europäischen Zimmer, ließ einen von den Hausburschen wild auf die Tasten des Klaviers hämmern (wir lebten zwar auf dem Land, waren aber mit so ziemlich allem ausgestattet) und führte zu dem Wahnsinnsstück einen Indianertanz auf, der alle zum Lachen brachte. Mein zweitgrößter Bruder blitzte mich bei dem Gehopse, und als die Photographie fertig war, lachte wieder das ganze

Haus, weil unter dem Lendenschurz, den ich trug (es war ein gemustertes leinenes Einschlagtuch), mein Schniepelchen hervorguckte. Auch das war ein großer Erfolg für mich, wenn auch kein geplanter.

Ich hatte im Monat über zehn Knabenmagazine abonniert, las außerdem heimlich alle möglichen Bücher, die aus Tokyo geschickt wurden; den *Doktor Wirrsinn*, den *Rätselprofessor* und so weiter kannte ich in- und auswendig, aber auch von den Gespenstergeschichten, den Erzählungen, den Grotesken und den *Unterhaltsamen Stücken aus alter Zeit* verstand ich ziemlich viel, so dass ich mit ernster Miene die witzigsten Bemerkungen machen konnte: An Material, die Familie zum Lachen zu bringen, fehlte es mir nicht.

Doch, ach, die Schule!

Ich genoss dort beinahe Achtung. Und der Gedanke, geachtet zu werden, machte mir irre Angst. *Meine* Definition des Zustandes, »geachtet zu werden«, war, von einer einzigen allwissenden und alles könnenden Person durchschaut zu werden, durchschaut, nachdem man alle anderen fast perfekt getäuscht hat, durchschaut, zerfetzt und mit Scham und Schande übergossen, die schlimmer waren als der Tod. Man täuscht die Menschen und wird »geachtet«; doch einer weiß Bescheid, und dieser eine klärt die andern schließlich auf, und dann, im Moment der Erkenntnis, werden der Zorn und die Rache der Getäuschten – ja, welcherart werden sie sein? Die Vorstellung allein ließ mir die Haare zu Berge stehen.

Dass man in der Schule drauf und dran war, mir Achtung entgegenzubringen, lag weniger daran, dass ich aus einem

reichen Hause stammte, sondern dass ich, wie man zu sagen pflegt, »gut« war. Ich kränkelte von klein auf und versäumte oft monatelang den Unterricht, einmal sogar fast ein ganzes Schuljahr, ließ mich aber, sobald es mir besser ging, mit der Riksha zur Schule fahren und erzielte bei den schriftlichen Jahresabschlussprüfungen bessere Noten als sonst jemand in der Klasse. Ich lernte nie für die Schule, auch nicht, wenn es mir gesundheitlich gut ging, und während des Unterrichtes zeichnete ich Karikaturen, die ich in den Pausen unter allgemeinem Gelächter meinen Mitschülern zeigte und deutete. Bei Aufsätzen schrieb ich immer nur Ulkgeschichten und ließ das selbst dann nicht sein, wenn der Lehrer mich ermahnte. Ich wusste nämlich, dass auch er insgeheim seinen Spaß an diesen Geschichten hatte. Einmal beispielsweise schrieb ich mit betrübter Feder die missliche Geschichte auf, als ich, mit meiner Mutter im Zug nach Tokyo unterwegs, in den im Durchgang zwischen den Fahrgastsitzen aufgestellten Spucknapf pinkelte (wobei mir auf der Fahrt selbst durchaus bewusst war, dass es sich um einen Spucknapf handelte; ich hatte, kindliche Einfalt vortäuschend, extra hineingepinkelt), und schlich, da ich sicher war, dass er lachen würde, dem sich ins Lehrerzimmer zurückziehenden Lehrer nach; kaum hatte er unser Klassenzimmer verlassen, zog er meinen Aufsatz aus dem Stapel Hefte heraus, begann noch im Flur zu lesen, kicherte und prustete schließlich im Lehrerzimmer, wo er wohl die letzten Sätze las, mit hochrotem Kopf los, um gleich den anderen Lehrern die Lektüre weiterzureichen: Ich war hochzufrieden.

Possen.

Es gelang mir, als sogenannter Possenreißer betrachtet zu werden. Es gelang mir, dem Geachtetwerden zu entkommen. Ich hatte in allen Zeugnisfächern eine Eins, nur in Betragen eine Drei oder eine Vier; auch das gab in der Familie wieder Anlass zu großem Gelächter.

Gleichwohl stand das Possenreißen in diametralem Gegensatz zu meiner wahren Natur. Damals hatten die Hausburschen und -mädchen mich schon Trauriges erleben lassen, hatten sich an mir vergangen. Ich glaube noch heute, dass ein solches Verhalten gegenüber Kindern das grässlichste und gemeinste, das grausamste aller Vergehen ist, zu denen Menschen fähig sind. Doch ich habe es ertragen. Im Gefühl, ein weiteres typisches Kennzeichen des Menschen gesehen zu haben, habe ich nur hilflos gelacht. Wäre ich gewohnt gewesen, die Wahrheit zu sagen, hätte ich dieses Verbrechen vielleicht meinem Vater, meiner Mutter anzeigen können, doch ich verstand ja meinen Vater und meine Mutter nicht. Von dem Mittel, es *Menschen* anzuzeigen, erwartete ich mir nichts. Hätte ich es meinem Vater angezeigt, meiner Mutter, der Polizei, der Regierung, wäre ich doch nur von Leuten, die sich im Leben auskannten, wäre ich doch nur mit Argumenten, die Geltung haben in der Welt, zum Schweigen gebracht worden.

Den Menschen das Offensichtliche vorzuwerfen, ihnen anzuzeigen, dass sie parteiisch sind, hätte keinen Zweck gehabt; deshalb sagte ich nichts, fügte ich mich im Glauben, dass mir nichts blieb, als weiter Possen zu reißen.

Dem Menschen ist nicht zu traun, vertrau auf Gott! Der Herr sind Christ geworden, ja? Wie schön! So mag man

spotten, bittesehr, doch Misstrauen gegen Menschen muss, wie mir scheint, durchaus nicht geradewegs zum Glauben, zur Religion führen. Kommen die Menschen, einschließlich jener, die so spotten, nicht wunderbar aus mit ihrem *gegenseitigen Misstrauen*, ohne auch nur einen Gedanken an Gott, Jehova oder sonstwen zu verschwenden?

Ich war noch klein, als sich folgende Sache zutrug: Ein berühmter Politiker der Partei, der auch mein Vater angehörte, kam in unser Städtchen, um eine Rede zu halten, und die Hausburschen nahmen mich mit ins Theater. Es war bis zum letzten Platz besetzt; alle Leute aus der Stadt, die sich gut mit meinem Vater standen, waren da und spendeten viel Beifall. Nach der Veranstaltung machten sich die Zuhörer in Dreier- und Fünfergrüppchen im Dunkel über die verschneiten Straßen auf den Heimweg und zogen dabei über den Vortragsabend her, was das Zeug hielt. Darunter waren auch Stimmen von Leuten, mit denen mein Vater auf vertrautem Fuße stand. Die einführenden Worte meines Vaters, schimpften diese seine »Gesinnungsgenossen«, seien stümperhaft gewesen und die Rede des berühmten Mannes wirres, unverständliches Zeugs, lauter Kraut und Rüben. Und dann schauten dieselben Leute bei uns zu Hause vorbei, defilierten ins Empfangszimmer und beglückwünschten meinen Vater mit strahlenden Gesichtern zu dem großen Erfolg der Veranstaltung. Auch die Hausburschen antworteten meiner Mutter auf die Frage, wie es denn gewesen sei, *sehr interessant* – gerade, als wäre es so gewesen. Dabei hatten sie auf dem Nachhauseweg geklagt, Parteiversammlungen seien das Langweiligste, was es gäbe.

Aber das ist nur ein winziges Beispiel. Das Leben zeigt in Hülle und Fülle Beispiele von Misstrauen, die rein, klar, lauter, wahrhaftig schön gar sind insofern, als Menschen sich nicht nur gegenseitig hintergehen, sondern merkwürdigerweise hintergehen, ohne einander weh zu tun, ja ohne gewahr zu werden, *dass* sie einander hintergehen. Aber auf dem Täuschen, dem Hintergehen an sich will ich gar nicht herumreiten. Ich selbst täusche ja mit meinen Späßen von morgens bis abends. An Moral und so weiter, an Lehrbuchvorstellungen von Recht und Billigkeit habe ich kein Interesse. Was ich nicht begreifen kann, sind Menschen, die täuschen und dabei *rein, klar und lauter* leben oder doch der festen Überzeugung zu sein scheinen, so leben zu können. Dies Wesentliche der *Conditio humana* hat man mir nie beigebracht. Hätte ich darum gewusst, wäre mir diese Angst vor den Menschen erspart geblieben, hätte ich nicht derart verzweifelt um sie werben müssen. Ich hätte mich dem Leben nicht entgegenstemmen, hätte nicht Nacht für Nacht diese Höllenqualen durchmachen müssen. Kurz, ich glaube, dass ich das abscheuliche Vergehen der Hausburschen und -mädchen nicht aus Misstrauen gegen die Menschen und natürlich nicht aus christlicher Nächstenliebe niemandem offenbart habe, sondern deshalb, weil die Menschen, was Vertrauen anging, sich mir, Yozo, gegenüber immer hermetisch abschotteten. Selbst meine Eltern legten bisweilen ein mir unbegreifliches Verhalten an den Tag.

Und ich glaube, dass meine nie offenbarte Einsamkeit, die von vielen Frauen instinktiv gewittert wurde, mit ein

direkter Grund dafür war, dass ich in späteren Jahren so oft und auf so vielfältige Weise ausgenutzt wurde.

Ich war, mit anderen Worten, für die Frauen ein Mann, der ein Liebesgeheimnis für sich behalten konnte.